

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Die Schlossruine ob Wädenswil
Autor: C.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die Schloßruine ob Wädenswil.

Von C. E.

Mit acht Illustrationen von Johann Martin Usterl.

Am Südwestabhang des „Reidholzes“ ob Wädenswil stehen die Trümmer einer alten mächtigen Burg, des Schlosses Alt-Wädenswil. Wer vom Flecken Wädenswil durch das Tobel der Eichmühle gegen Hüften oder Schindellegi wandert, kommt rechts an dieser Ruine vorbei, von der ihn allerdings der tief eingeschnittene Bach trennt. Es sind noch bedeutende Teile der Schloßmauern vorhanden, und wer sich die Mühe nimmt, auf die Trümmer hinaufzuklettern, genießt da oben eine herrliche Aussicht auf den Zürichsee, namentlich nach der Au und bis gegen die Stadt Zürich hinunter.

Diese Burg hatte ein merkwürdiges Schicksal. Sie war bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts Eigentum des Johanniterordens, der seinen Sitz in Donaueschingen hatte. Der Ordensmeister war aber mit seinen Unterthanen, den Herrschaftsleuten von Wädenswil, nicht recht zufrieden; mitten unter den Eidgenossen wohnend, fühlten sie bereits einen mächtigen Freiheitsdrang in sich und waren keine sehr gefügigen Unterthanen. Der Ordensmeister verkaufte daher die ganze Herrschaft an die Stadt Zürich um einen sehr niedrigen Preis, was wiederum beim Stande Schwyz großen Unwillen erweckte. Auch dieser hatte ein Auge auf den Besitz gehabt und konnte es lange nicht verwinden, daß ihm seine Rivalin zuvorgekommen. Es entstand Prozeß, den die eidgenössischen Schiedsboten erst nach zahllosen Verhandlungen dahin entschieden, daß zwar der Kauf über die Herrschaft zu Recht bestehen solle, die Stadt Zürich aber als Käuferin verpflichtet sei, das Schloß, eines der schönsten und größten weit und breit, niederzureißen. Und dies geschah auch ums Jahr 1549. Diese Arbeit war keine

geringe; denn ein Turm hatte drei Meter dicke Mauern. Die übrig bleibenden Trümmer zerfielen im Lauf der Jahrhunderte mehr und mehr. Einen völligen Untergang zu verhindern, thaten sich in neuerer Zeit einige angesehenere und gemeinnützige Männer von Wädenswil (an ihrer Spitze die Herren Weber-Hauser, Brauereibesitzer, und Blattmann zum „Neugut“) zusammen, erwarben die Waldparzellen, in denen die Ruine steht, lassen nun den aufgehäuften Schutt entfernen, sichern das Gemäuer gegen weitem Zerfall und machen die schönen Aussichtspunkte zugänglich. So wird Alt-Wädenswil bald ein beliebter Ausflugsort sein. Die Zürcher Antiquarische Gesellschaft machte am 21. Juli 1901 dort oben ihren Besuch und wurde von den jetzigen Eigentümern der Schloßruine gastlich empfangen.

An diese und die zerfallenden Mauertrümmer knüpft sich eine ansprechende Sage, die in den „Alpenrosen“ (einem Schweizer Taschenbuch) auf das Jahr 1821 unter dem Titel: „Der ungehobene Schatz“ in anmutiger Weise erzählt wurde. Johann Martin Usterl, der Dichter, der zugleich auch bildender Künstler war, hatte sie gleichzeitig in sieben Bildern dargestellt, von denen jedoch nur zwei in den „Alpenrosen“ erschienen. Die „Schweiz“ bringt die ganze Reihe. Sie gehören sämtlich zu einem größeren Werk Usterls, der ein Album von Richterswil, dem von ihm geschätzten Sommeraufenthaltsort, herausgeben oder jemandem schenken wollte; bereits waren etwa fünfzehn Bilder erstellt; Usterl starb aber den 29. Juli 1827, ohne das Werk vollendet zu haben.

Nach der Erzählung in den „Alpenrosen“ arbeitete einst ein armer Holzhacker an der Schloßhalde und machte seine Betrachtungen darüber, wie viel Gold und Silber einst im Schloß geborgen sein mochte. Mächtig regte sich in ihm der Wunsch, daß doch noch ein kleiner Nest auf ihn möchte gekommen sein. In diesem Augenblick dringt ein Geräusch an sein Ohr, das klingt wie ein Flüstern und Wispern von einer Lücke der bemoosten Burgmauern her. Doch lassen wir den Erzähler der „Alpenrosen“, J. R. Wyß, den Jüngern, selbst sprechen, da er eine Sicherheit verrät, als wäre er selber dabei gewesen.

Voll heiligen Eifers, lautet die Erzählung, ließ Petermann die Axt in einen Knorren geschlagen und kletterte schnurstracks an dem steilen Abhang bis völlig zu dem Gemäuer hinan, wo er eine schmale Schießscharte sah, durch die sich am ehesten unbemerkt in das Innere des Turmes blicken ließ. Mühsam gewann er Stand, und ohne Geräusch näherte sein scharfes Auge sich der offenen Klinse. Du mein Himmel aber, wie ward dem armen Holzhacker zu Mut, als er jetzt inwendig auf dem hinabgefallenen inordentlichen Gestein zwei Figuren erblickte, die so gespenstisch klein, so wunderbar und so rätselhaft an Gebärden ihm ausfah, wie er kaum an Winterabenden in seiner Hausfrau Spinnstube sich die Bergmännlein und die Alträuchen vorgestellt, wenn Spukgeschichten von Lippe zu Lippe gingen!

Zwei gebückte Zwerglein in langen, zur Fußsohle waltenden, aschgrauen Talaren und mit Bärten, die silberweiß bis zum Gürtel hingen, übrigens leise daher schleichend und zwar laut genug, aber ganz unverständlich, gleichsam in der Vogelsprache zwitschernd, verkehrten emsig in dem mauerumschlossenen Raum, den die lichte Mittagssonne fast zu der Glut eines Backofens mit blendendem Vollglanz erwärmte. Das eine der Männlein schien dem andern vorgefetzt; denn es blieb meist auf einem Fleck stehen, während das andere langsam ab und zu von einer Vertiefung her auf seinen Schultern die herrlichsten Goldbecken, silberne Staufbecher, kostbares Geschmeide und alle Pracht von Geschirren an das Tageslicht schleppte, deren irgend in einem Feenmärchen wohl mag Erwähnung geschehen. Jedes Stück wurde beschaut, hingestellt, zurechtgelegt, wie es das gebietendere Männlein zu befehlen schien, und dann beängelt den beiden Zwerglein die seltsame Kunstausstellung mit einem Ausdruck des schmunzelnden Wohlbehagens, der ganz unsäglich war. Es glich alles einer Art Klüftung und Musterung, da man Betten oder anderes Geräte von Staubwinkeln her, aus Kumpelfammern und von Dachboden in die beleuchtende Sonne breitet.

In Petermanns Herzen ging es ungefähr zu wie in einem Ameisenhaufen; Gefühle der ungleichsten Art durchkreuzten sich und jagten sich: Erstaunen, Lüsterheit, Neugier, Furcht und Grauen; — es war ein Wunder, daß ihm kein Ausruf entsprang. Mit einmal aber guckte hoch oben aus einem Loch der



Mauer ein schwarzeschnabeller Nabe mit langgestrecktem Hals auf die Zwergmännchen hinunter, gab dreimal aus der Gurgel sein Rapp, Rapp, Rapp zu hören und zog plötzlich des Holzhackers Blicke wie mit Gewalt auf sich. Da knarrt es allobald wieder unten wie Toreschluß, und als Petermann das Gesicht nach dem Gold- und Silbertram warf, lag das nackte Gestein vor seinen Augen, und die wunderlichen Krämer mit aller Pracht ihrer Ausstellung waren spurlos weggeschwunden.

„Du Höllen-Nabe!“ — brach gepreßten Tons aus Petermanns Brust hervor. Er wischte sich reichlichen Schweiß von der Stirn, rieb zehnmal die Augen, starrte wiederum hin in den öden Turmesraum, sah Böglein drin hüpfen und Gidechsen fortwischen, aber sah nichts und hörte nichts, was mit den Schätzen zusammenhing.

Bald nachher machte der Holzhacker die Bekanntschaft eines seltsamen Mannes in weitem pechschwarzem Talar und mit einem „Vaselhut“ auf dem Kopf, eines fahrenden Schülers, der sich an der Schloßhalde zu schaffen machte. Er bestätigte Petermann, daß unter ihnen große Schätze verborgen liegen; er gab zu verstehen, daß er da nicht ganz fremd sei, und bot dem Holzhacker seine Hilfe an, falls er den Mut habe, den Schatz zu heben. Petermann ging darauf ein, und beide verabredeten, punkt zwölf Uhr wieder bei der Ruine zusammenzutreffen. Dies geschah denn auch, und nun zeigte der Schwarzmantel unserm Petermann zwischen Schutt, Dornen und Disteln ein schmales Pfortchen, das dieser bis dahin noch nie gesehen hatte.

Es schlug Zwölf im Dorfe. Der Schwarzkünstler betief den Holzhacker an seine Rechte, zog einen dreifachen Kreis um sie beide, schlug dreimal nach Mitternacht in die Luft, murmelte mit krampfhaft verzogenem Maul einen gewaltigen Bannspruch, hieß den Holzhauer alles Eisen, alles Metall von sich ablegen und zog dann in großer Feierlichkeit eine dreizinkige

Wünschelrute aus dem Bausch seines Gewandes hervor. „Mit dieser Waffe,“ sprach er ernstvoll zu dem horchenden Petermann, „sei gewappnet, mein Held, und schreite hinab in die Gemäcker des stillen Volkes! Drei Pforten eröffnen sich vor der Berührung. Sieh nimmer dich um! Sprich keinen Laut! Taste nichts an! Im letzten Gemölbe nur magst du dreimal mit beiden Händen dir aufgreifen, was dein Herz gelüftet. Ein Laut — und es verschwindet alles. Sei klug! Der Tag ist einzig, die Sterne hold, alle Macht der Unterwelt gebändig. Geh! Schweig! Nimm! Erfühne dich!“

Petermann nahm in jede seiner vorgestreckten Hände fest einen Zinken der Wünschelrute und ließ den dritten vorstehen, wie der Schüler stillschweigend ihn anwies. Als dann recht beherzt, schritt er hinab über Steingeröll an das Eisenthürchen. Auf den ersten Rutenichlag an das rostbedeckte that es knarrend sich auf, und der einfältige Holzhacker wäre fast in Jauchzen ausgebrochen, als er denselben Ton auf das treuste wieder vernahm, den er gehört, als drei Tage zuvor die Zwerglein aus dem Turm verschwanden.

Doch gleich verschloß sich ihm der Mund wie durch einen Krampf vor Ekel, als er, eintretend, in ein dumpfiges schwach erhelltes Gemach voll des abscheulichsten Ungeziefers kam, das er jemals gesehen. Unken und Salamander schienen Ball zu halten. Flederäuse schwirrten wie dichte Hagelschloßen durch die Luft. Entsetzliche Schlangen und Lindwürmer ringelten sich zickend um einander. Die grauueste Brut der giftigen Natur war geschart beisammen und umwimmelte die Füße des Ginschreitenden, als wollte sie rings an ihm empor zum lebendigen Grabe sich bauen.

Mit Standhaftigkeit jedoch behauptete sich Petermann in schnurgerader Richtung nach einer zweiten größern Pforte hin, die er zwischen dem Geschwirr der Flederäuse deutlich genug etwa fünfzig Schritte vor sich sah. Jetzt schlug er auch an diese, und mit dem zweiten Treff eröffnete sie sich hell-

flirrend wie ein brechendes Glasfenster, während alsobald ein Rosenduft und ein Rosenschimmer die Sinne des Vordringenden gleichsam benebelte. „Poß Stern, da beffertz schon tüchtig!“ war des handfesten Holzhauers Kraftgebante. Wie riß er aber die schweren Augenlider vollends empor, als er unmittelbar im Eintreten rechts auf einem blendendweißen Lotterbett ein halbenkleidetes — o, zum Anbeißn hübsches, — zauberisch lächelndes Fräulein erblickte, das niedlich ihr Lockenköpflein auf einem Schwanenhals, wie nach einer leiten Melodie, hin- und herwiegend, dem Ankömmling die funkelndsten Blicke zum Herzen warf, und damit nichts von gewaltiger Reizung auch für die Leber fehle, den stattlichsten Goldpokal mit dunkelrotem duftigem Nebenblut ihm entgegenstreckte.

Die Hände, die Arme fielen erschlaft dem Eingeladenen vorn hinunter, und nur daß sein Entzücken zu groß war, bewirkte zu seinem Glück, daß er nicht mit Freudenjubel nach dem Becher und all' seinem schneeweißen Anhang griff. Hätte das Fräulein gesprochen, so hätte Petermann lustig geantwortet ohne allen Bedacht. Ihr Schweigen jedoch und die ganze geweihte Stille des Prunkgemaches hielt so lange noch ihn die Zunge gefesselt, daß er Zeit gewann, von seiner Lustbetäubung sich zu sammeln und zögernd endlich — und noch einmal zögernd — dennoch enthaltfam und ohne sich zu wenden, bis vor die dritte, nun schon zweiflüglichte, zierlich gearbeitete Pforte hinzugelangen.

Hier war es der dritte Mutenschlag erst, der die beiden Flügel von einander gehen und so still, aber schnell sich öffnen ließ, daß sie mehr zu verschwinden als aufzuklaffen den Anschein hatten. Ein ganz überschwenglicher Glanz blendete sofort die Augen des Hergekommenen. Nicht von Kerzenlicht oder Flammenglut, nicht durch das Strahlen der Sonne zu klaren Fenstern hinein, — durch den alleinigen Glimmer und Schimmer von aufgedäunten unzähligen Kostbarkeiten ward das prachtvolle, heitere Leuchten hervorgebracht. Silber, Gold, Edelsteine jeder Art, dazwischen Perlmutter, Eisenbein, Ro-

vallen, — dort roh, hier verarbeitet, da zu Münze geschlagen, — in einer Menge von Kisten, von Truhen, von Schackästlein, oder auf Tische geordnet, auf den Boden gestellt, auf Wandbretter gereiht, überfunkelten einander um die Wette.

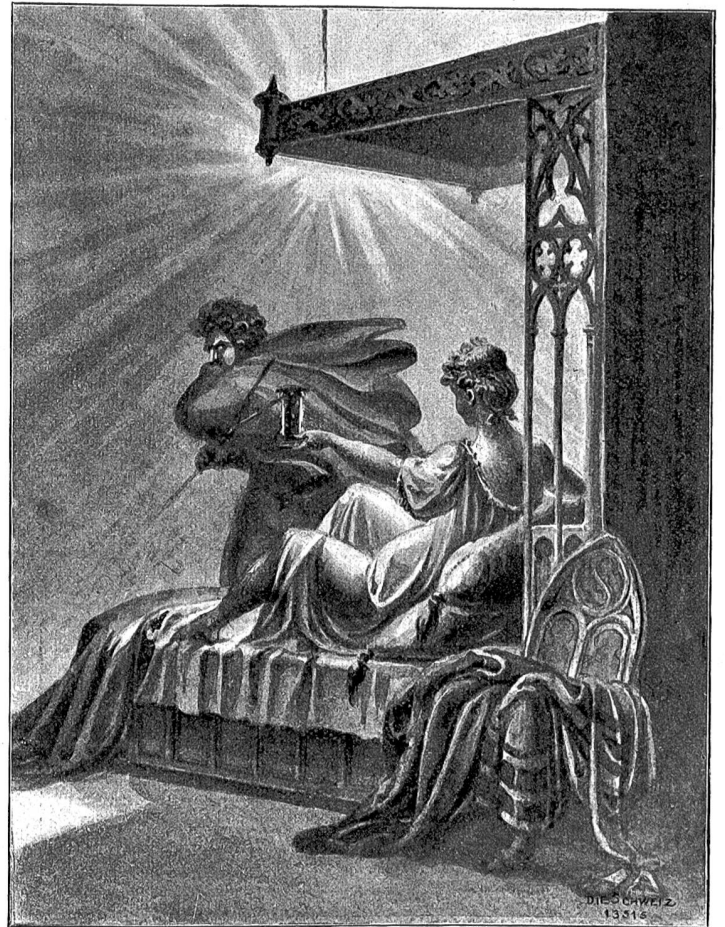
Gewiß also hatten an jenem Tag die zwei bärtigen Zwerglein nur ein paar lumpige Probestücke von diejem Kaiserschak an die Sonne getragen; denn hier war eine Fülle — nur von Ziergefäßen, die allein schon einem selbst rüstigen Holzhacker bei dreimal vierundzwanzig Stunden Mühe genug würde gemacht haben, wenn er sie sämtlich hinauf an's Tageslicht hätte fördern sollen.

Einen langen, staunensvollen Augenblick stand Petermann an der Schwelle des Portals und fühlte sich die Sprache benommen durch eine Art von selbigem Verblüffen über den unaussprechlichen Hort, der ihm hier zu Gebote stand. Aber endlich brach unvorderstehbar aus seiner Brust der herzhafte Schrei der Verwunderung aus: „Herr Gott, wie viel!“

Urpöblich fiel ein schmetternder Donnerschlag. Die Finsternis der dunkelsten Nacht legte sich wie Bergsturz auf das Gewölbe des unterirdischen, so glanzreichen Schazes. Tief in seinen Grundfesten erbebte der innerste Berg, und mit ihm das Herz des hinabgestiegenen Menschenkindes, dem alle Sinne, dem jede Kraft und das ganze Bewußtsein verschwanden. Auf den Fittigen einer saufend empörten Windsbraut ward er davon gerissen und eine fürchterliche Weile hindurch rückwärts, aufwärts durch alle Schwärze kalter, hohlwiderhallender Räume getragen.

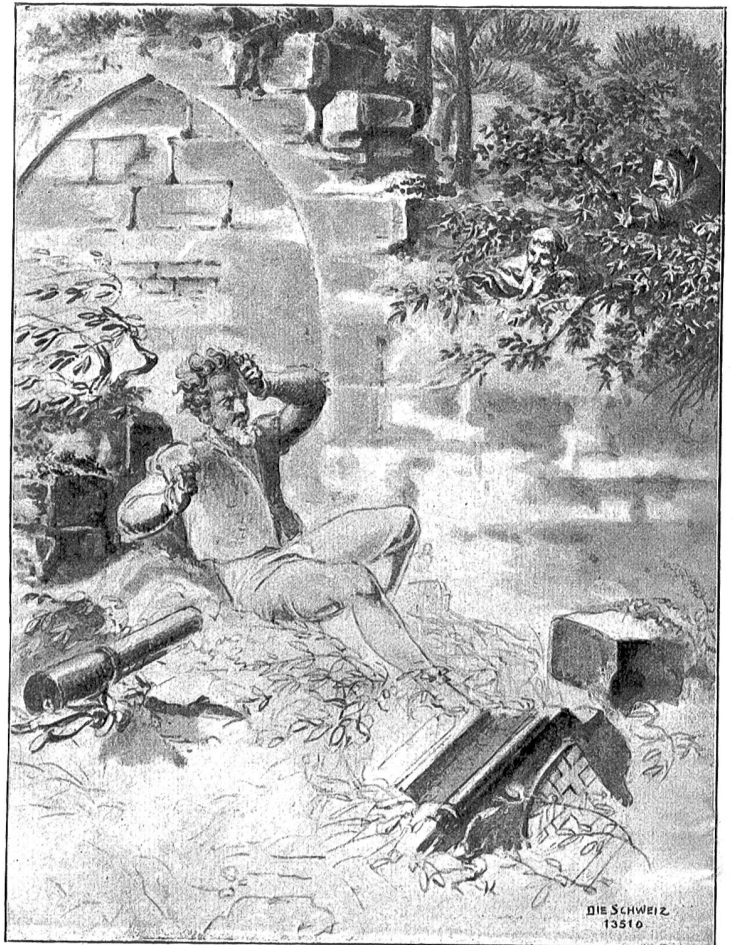
Als er wieder zu sich selber kam, war es Abend, und ein liches Purpurrot des Himmels erglänzte mit Veruhigung in das zuckend aufgeschlossene Augenpaar des armen Holzhauers. An allen Gliedern wie zerschlagen saß er da und wußte nicht, wie ihm geschehn.*) Anfänglich wagte er kaum die Augen zu öffnen; nach und nach aber befaun er sich auf alles,

*) Das letzte Blättchen ist unvollendet geblieben.





was mit ihm vorgegangen, und er erkannte wieder das ihn umgebende, ihm wohlbekannte Gemäuer. Aus der Ferne glaubte er des fahrenden Schülers Stimme zu vernehmen, als ob derselbe höhntisch fänge:



Jaget doch nicht nach dem Glücke!
Habt's vielleicht ja längst im Haus
Und verliert die besten Schicke,
Lauft Ihr's noch zu suchen aus.

Der fahrende Sänger.

Ich bin der reichste Fürst der Welt,
Hab' nicht ein Quäntlein Sorgen
Und bin im Wald, im freien Feld
In Gottes Schutz geborgen.
Ich kann vom goldnen Sonnenschein,
Dem Wirt zum Silberbrünnelein
Auf ew'ge Miete borgen.

Und kreuzen Kön'ge meinen Weg
In güldenen Gewändern:
Ach Gott! Die brächten's nimmer z'weg,
Den Weg sich frei zu ändern!
Ich tausche nicht! Mein Weg ist frei.
Ein Haufen Knechtedienerei
Hängt an den bunten Bändern.

Mein Känzel drückt mich nicht gar hart,
Birgt meine ganze Habe;
Doch Frau Natur sorgt auf der Fahrt,
Daß nie ich Mangel habe.
Mein Haupt ruht auf dem weichen Moos
So kummerfrei, so sorgenlos —
Als läg's im tiefsten Grabe.

Und wie ein Tag den andern jagt
Und Wochen, Monde fliehen,
Das läßt mich froh und unverzagt
Und glücklich weiter ziehen.
Mir hat mein frisches Herz, mein Lied,
Der frohmut, den mir Gott beschied,
Ein endlos Glück verliehen.

A. E. Fr. Billot, München.

